

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 102.

Dienstag, 2. Mai.

1916.

Die Sonnenuhr.

17. Fortsetzung.)

Erzählung von Wigella Gräfin Rielmannegg (Wiesbaden).

(Nachdruck verboten.)

Die arme Frau, aufs tiefste erschüttert, sank auf eine Bank vor der Sonnenuhr nieder, und ihre umflorten Blide fielen auf den frisch eingemeißelten Namen der letzten Ujhazi. Sie sah lange mit krampfhaft verschlungenen Händen; schwere Atemzüge hoben ihre Brust. Endlich stand sie auf und ging langsam zu dem abseits wartenden Wagen.

„Nach Hause!“ befahl sie dem Kutscher.

„Mein armes Kind“, dachte sie, „was soll ich tun? Ich bin völlig übermannt und ratlos. Bodrog muß mit mir überlegen und er soll mir Aufklärung geben. Nun verstehe ich auch den Zusammenbruch und das veränderte Wesen Etellas. Die furchtbaren Vornürfe, die sie sich selbst macht; und die sie Tag und Zeit lebens zu verfolgen drohen — — —, schweigend trug sie die schwere Last auf ihren jungen Schultern und nun will sie zur Sühne sich selbst opfern. Sie faßt den Fall falsch auf und vergrößert den Anteil, der sie an dem Unglück trifft ins Unermeßliche. Ich muß, will, und werde dahinein Klarheit bringen und Ordnung schaffen.“

Etwas von ihrer gewohnten Energie und Ruhe war ihr bei der Fahrt durch die stillen Felder und kühle Abendluft wiedergekommen und als sie vor dem Portal des Schlosses dem sie erwartenden Grafen Bodrog die Hand reichte, merkte man ihr kaum etwas von der überstandenen Aufregung an.

„Ich habe die Komtesse gebeten, mich voreinst allein mit Ihnen zu lassen, Gräfin, und hoffe, daß Sie mir zustimmen. Sie ist sehr nervös und es ist besser, man läßt ihr etwas Zeit, sich zu beruhigen.“

„Sie haben ganz recht und ich bin sehr froh, daß Sie mich erwartet haben. Ich hatte eben einen sehr peinlichen Auftritt mit Miklos, dessen Erregtheit krankhaft und unnatürlich zu sein scheint. Sein Gesundheitszustand entwirft einem und man steht seinen Hornes, — man kann eher sagen Wutanstößen, machtlos gegenüber. Die Angst, eine Katastrophe herbeizuführen, hält einem in Bann.“

„Unter denselben Eindrücken verkehre ich mit dem armen Menschen und ich habe manche schwere Stunde an seiner Seite durchgemacht. Er haßt mich seit einiger Zeit, und ich weiß wirklich nicht, wie ich mich ihm gegenüber in Zukunft stellen soll unter den obwaltenden Verhältnissen“, antwortete Bodrog.

„Ein Sanatorium für Nervenkranken scheint mir der richtige Aufenthalt für ihn, solange die Erregtheit vorhält“, meinte die Gräfin. „Er hat mir vorgehalten, Etella sei schuld an seinem Unglück und an dem Tod seiner Mutter. Und nun soll sie ihm zur Sühne ihr ganzes Leben opfern! Bitte, erzählen Sie mir nun rückhaltlos den Hergang, der den Sturz zur Folge hatte, bisher ahnte ich nichts davon.“

Bodrog tat wie ihm geheißsen und führte auch die Gründe an, die ihn veranlaßt hatten, alles zu tun, was in seiner Macht stand, um den wahren Sachverhalt geklärt zu halten. Da ja doch nichts zu ändern gewesen

wäre und unnützes Geflatsch die ganze Sache nur noch verschlimmert haben würde. Besonders in Anbetracht der armen Etella, die ihren Übermut oder ihre momentane, unbodachte Handlungsweise wie immer man es nennen wolle, schwer genug bezahlt habe. „Miklos hätte ja nicht zu springen brauchen; er ist doch kein Kind mehr! — — —“

„Ich danke Ihnen für Ihre Fürsorge und gute Absicht, lieber Freund, aber vielleicht wäre es doch besser gewesen, wenigstens mich zu orientieren.“

„Kann sein, und bitte ich um Verzeihung ob dieses Fehlers. Ich wollte Komtesse Etella eine schwere Stunde ersparen und nahm auch ihr das Versprechen ab, zu schweigen. Ich war so eingebildet, mich der Hoffnung hinzugeben, die Sache still und geräuschlos, unter Umgehung allen Platzsches, im Sand verlaufen zu lassen. Daß Miklos sein Wort brechen könnte, kam mir nimmer in den Sinn, und daß er es tat, ist der schwerwiegendste Beweis dafür, daß man ihn für seine Handlungsweisen nicht verantwortlich machen kann.“

„Was wollen wir aber nun tun, um ihm die Idee mit der Verlobung resp. Verheiratung aus dem Kopf zu treiben, und um Etella zur Vernunft zu bringen? Das Letztere macht mir die wenigsten Sorgen“, bemerkte dann die Gräfin leichtsin.

„Meinen Sie, Gräfin? Ich fürchte, das wird schwerer werden als Sie denken. Der Charakter der Komtesse hat sich in der Zeit seit dem Unglück sehr verändert. Ich bin ein scharfer Beobachter“, fügte Bodrog hinzu.

„Ich will gleich herüber gehen und mit ihr reden. Warten Sie auf mich. Hier haben Sie Zeitungen und Zigaretten, ich hoffe rasch zurückzukommen.“ Mit diesen in verschiedenem Ton gesprochenen Worten entfernte sie sich, Entschlossenheit und Energie im Ausdruck und in jeder Bewegung.

Etella hatte sich umgezogen und saß in ihrem weißen Batistkleid am offenen Fenster. Der aufgehende Mond umhob die feine Silhouette des jungen Mädchens mit seinem geheimnisvollen Licht. Als die Mutter eintrat, fuhr sie erschreckt empor, verließ ihren Platz und ging ihr entgegen, sich in gewohnter Weise respektvoll über die Hand beugend, die ihr entgegen gestreckt wurde. „Soll ich die Lampe bestellen?“ fragte sie.

„Nein, mein Kind, wir können auch so miteinander sprechen“, sie legte den Arm liebevoll um die Schultern der Tochter und ließ sich mit ihr auf der Chaiselongue nieder.

„Ich komme, um über Miklos mit dir zu reden; so eben erst erfahre ich die Wahrheit über die Umstände, die das Unglück begleiteten. Es tut mir leid, daß Bodrog, in der allerdings besten Absicht, dir das Versprechen abgenommen hatte, mir den Sachverhalt vorzutragen. Vielleicht hätte durch mein Mitwissen manches für dich erleichtert werden können. Nun läßt's sich aber nicht mehr ändern und wir müssen zusehen, um alles zum Besten zu wenden. Von einer Selma

kann natürlich keine Rede sein, das ist heller Unfinn!"

"Mama, bitte, sage das nicht, ich bin fest entschlossen, mein Leben der Pflege des armen Miklos zu widmen. Das bin ich doch schon dem Andenken seiner Mutter schuldig. Ich allein habe dies ganze namenlose Elend heraufbeschworen, nun will ich durch meine Person so viel als möglich helfen und gut machen." Sie sprach sehr leise, aber mit einer bei ihr ungewohnten Energie und Sicherheit.

"Mein liebes Kind, das sind überspannte Ideen, die sehr schön klingen und aus gutem Herzen kommen, aber unausführbar sind. Es zeugt von der völligen Unkenntnis des Lebens, von deiner unreifen Jugend, daß du solchen Unfinn sprichst! Miklos ist krank, ich meine auch geistig. Sein völlig zerrüttetes Nervensystem macht ihn unzurechnungsfähig und unverantwortlich für seine Handlungsweisen. Er gehört in ein Sanatorium unter strenge ärztliche Kontrolle, momentan wenigstens, und nicht als Bräutigam vor dem Altar! Also, bitte, schlage dir diese romantischen Sinnenbilder aus dem Kopf, du bist noch lange nicht volljährig und ich bin verantwortlich für dich!" Die Gräfin hatte sich bei den letzten Worten erhoben und stand nun vor ihrer Tochter. Jede Weichheit war aus ihrer Stimme und Haltung gewichen. Es war die strenge, Gehorsam heischende Mutter, an widerspruchslöse Unterwerfung gewöhnt, die Etelka immer eingeschüchtert hatte!

Die schlanke, zarte Mädchengestalt erschien ungewein kindlich im Vergleich zu der hohen stattlichen Frau, und das schmale Gesicht leuchtete farblos weiß an der Dämmerung hervor. "Die Zeit meiner Volljährigkeit wird auch herankommen, Mama. Ich werde warten, und dann bis an mein Lebensende meiner Pflicht leben. Verzeih meinen Ungehorsam, aber ich habe es heute gelobt beim Andenken an Miklos' Mutter, als ich sein Elend sah, und verstand — und ich werde mein Wort halten."

Die Gräfin war demnach überrascht ob dieser Antwort und der Entschlossenheit, die in den Worten und der jungen Stimme lag, daß sie sprachlos blieb. Dann wandte sie sich langsam um und verließ das Zimmer.

Bodrog saß auf der Terrasse, er stand auf, als die Gräfin in dem Lürzrahmen erschien. Sie ging die Stufen, die in den Park führten, herab und er folgte ihr schweigend im sicheren Taktgefühl, daß er zu warten habe, bis sie sprechen würde und wollte. Er ahnte wohl, daß sie Zeit brauchte, um sich zu sammeln.

"In Etelkas Charakter ist eine derartige Wandlung vorgegangen, daß ich mich von der Überraschung gar nicht erholen kann", begann sie nach einer Weile, "das willenlose Kind ist, ich könnte beinahe sagen — über Nacht — zur Reife gelangt. Ich muß mich mit dem Gedanken abfinden, und der befremdenden Tatsache gegenüber auch mein Verhältnis ihr gegenüber anpassen. Das Kind hat mehr von meinem Blut in sich, als ich dachte", fügte sie nachdenklich hinzu. "Unsere Stellung zwischen ihr und Miklos' wird nicht leicht sein, wir müssen überlegen, Bodrog, und vorsichtig Schritt für Schritt vorgehen."

"Gräfin, Sie wissen mit welcher Freundschaft ich Ihnen und den Ihren ergehen bin, und daß" — er zögerte eine Sekunde — "und daß ich für die Komtesse durchs Feuer gehe. Ich habe — ich dachte", er stockte.

"Lieber Bodrog, ich glaube, unsere Gedanken und Wünsche begegnen sich", unterbrach ihn die Gräfin, "göbe Gott, daß sie sich verwirklichen lassen." Er neigte sich über die dargebotene Hand und küßte sie respektvoll. Nach festem Druck lösten sich ihre Finger.

"Ich werde Etelka sofort zu einer ihrer Freundinnen nach Wien schicken. Sie ist da stets willkommen, das weiß ich, und Fräulein Fanny kann sie begleiten. Mit Miklos müssen wir fertig zu werden suchen. Das wird allerdings keine leichte Aufgabe sein."

"Das weiß Gott", seufzte Bodrog, "aber schließlich bleibt einem ja nichts übrig, als den Kampf aufzunehmen, mit Geduld und Ausdauer. Ich meine auch, je wichtiger die Sache ist, man der Sache beilegt und je

weniger darüber gesprochen und verhandelt wird, um so besser."

"Sie haben ganz recht, lieber Bodrog, ich werde ein paar Tage nicht nach Ujfalú fahren und erst zu Miklos gehen, wenn Etelka abgereist ist."

Schweren Herzens schieden sie, nachdem dieser Entschluß gefaßt war, mit der Versicherung treuen Zusammenhaltens und dem aufrichtigen Bestreben, Aufregungen und Unheil so weit als möglich von den beiden jungen Leuten fern zu halten.

(Fortsetzung folgt.)

22 = Lese Frucht. = 22

Der tugendhafte Mensch wählt die Mitte und entfernt sich von den beiden Extremen: dem Juviel und dem Juwenig. Aristoteles.

Auf dem Wege zur deutschen Westfront.

In dieser Zeit der wirren Urteile, da es auch dem Neutroten nicht immer leicht fällt, den Kopf klar zu behalten und sich in völliger Unbefangenheit den ihm gebotenen Eindrücken hinzugeben, ist jedes neutrale Urteil von Interesse, das von einer durch keine national-politische Färbung in ihrer Anschauungsweise getrübbten Persönlichkeit auf der Reise durch die Länder der Kriegsführenden gewonnen wurde. Und wir dürfen ohne Übertreibung sagen, daß es in allen neutralen Reichen Männer von hervorragender Bedeutung gibt, deren Urteil unserem Kampfe und seinem Streben gerecht wird. Unter den Skandinaviern hat, neben Sven Hedin und Prof. Steffen, der bekannte dänische Schriftsteller Karl Larsen sich mit besonderem Interesse der Betrachtung der deutschen Arbeits- und Kampfesweise wiedergegeben. Das folgende Stimmungsbild einer Fahrt durch deutsches Land zur Westfront stammt aus dem demnächst im Erich Reiß-Verlag (Berlin) erscheinenden Buche „Arbeit — Dienst“. Larsen, der bei uns während des Krieges bereits durch seine Ausführungen über den deutschen „Nationalmilitarismus“ Aufsehen erregte, schildert hier in gedrängten Sätzen die Stimmung des wirklichen deutschen Kriegsgeistes, die den Ausländer auf der Fahrt umweht: „Auf meiner Fahrt zur Front kam ich im Nachtzuge nach Frankfurt mit dem Schaffner des Schlafwagens in ein Gespräch. Der Zug führte selbstverständlich keine Schlafwagen der Internationalen Kompagnie, sondern staatliche Schlafwagen, und der Schaffner war in Wirklichkeit ein Diener des Staates. Unser Gespräch begann damit, daß ich ihm mein Kompliment machte wegen der musterhaften Ordnung und Reinlichkeit, die in dem Waggon herrschten. „Ja“, sagte er, „wir wollten ja gern, daß es ebenso gut klappt wie in der Armee. Und“, fügte er hinzu, „bis her haben wir die Zugverbindungen genau so gut aufrecht erhalten können wie im Frieden.“ Es war der kleine deutsche Beamte, und es war das ganze deutsche Volk, das durch den Mund dieses Mannes sprach. Wir wollen, daß es ebenso gut gehe wie in der Armee. — Das ist der Ehrgeiz. Die Armee leistet den Reford, auf den alles andere eingestellt ist. Die persönlichen Opfer sind gleichgültig und werden nicht erwähnt, weil sie selbstverständlich sind. Die Front ist der Maßstab für jede Anstrengung, jede Einbehrung, jede Pflicht. Ganz sachmännisch, als ob er die Teile einer Maschine oder die Tabelle eines Fahrplans erklärte, erzählte mir der Schaffner von der Anzahl der Arbeitsstunden, die er und seine nicht einberufenen Kameraden hatten auf sich nehmen müssen, damit der Dienst seinen Gang gehen konnte. Nicht die Spur des Bedauerns, geschweige denn der Prahlerei kam aus seinem Munde; wohl aber eine Art von stillem Triumph: so viel konnte man einem Menschen zumuten, und so viel konnte ein Mensch aushalten.

Und hinter einem solchen Mann stehen Frau und Kinder, die ebenfalls aushalten, unter ebenso großen persönlichen Opfern. Ich hatte in Berlin Gelegenheit, einen Einblick in das Heim einfacher Leute zu tun. Der Tisch war mager besetzt, und man konnte sich nur wenige der Freuden gönnen, die für Geld zu haben sind. Aber in der Arbeit, die bewältigt wurde, um die Familie ökonomisch aufrecht zu erhalten und zur Unterstützung und Pflege von Nachbarn, Verwandten und wildfremden Menschen auch noch eine Handreichung zu leisten, steckte gerade ein Teil der Güter, die nicht für Geld zu haben sind. Und es gilt vom Leben wie vom Kriege, daß gerade nicht das letzte Goldstück den Sieg heimträgt. Der Sieg wird

kon ganz anderen Mächten gewonnen . . . Alle die anderen Passagiere lagen schon längst hinter geschlossenen Türen, Offiziere und Geschäftsleute, die zeitig zur Ruhe gingen, um zeitig wieder vollkommen frisch zu sein für die Arbeit, die sie erwartete, regelmäßig und unabänderlich wie der Schlag der Maschine im Zuge, der weiter und weiter vorwärts eilte durch deutsches Land. Unablässig ertönt dieser Arbeitsstakt innerhalb der ganzen deutschen Volksgemeinschaft! Er wiegt die Deutschen in den Schlaf und weckt sie des Morgens wieder. Der unermüdliche Stempelschlag der Arbeit klingt auch den verwundeten und zurückgekehrten Soldaten in die Ohren und gönnt ihnen keine rechte Ruhe. In Berlin und andernwärts hatte ich mit so vielen Verwundeten und Konvalaszenten, Männern aller Gesellschaftsschichten und militärischen Grade, literarisch Gebildeten und wenig „Gelehrten“, Städtlern und Bauern gesprochen. Alle wollten sie nur wieder zur Arme, an die Front, zur Arbeit zurück. Arbeit — Dienst! heißt die deutsche Lösung. Ganz gleich natürlich, ob es sich um bürgerlichen oder militärischen Dienst handelt. Es erscheint den Deutschen als Notwendigkeit, zu arbeiten, als Ehre, zu gehorchen und als Pflicht, zu gebieten. Arbeit — Dienst! In jener Nacht im Zuge an die Front schließ ich endlich ein, von dem Gedanken daran wie von einem immer sich wiederholenden Rhythmus bewegt. Und am nächsten Morgen sah ich auf dem Bahnhof in Frankfurt diese militärischen Arbeiter jeden Grades und Alters die Treppen hinaufsteigen und sich in den Tunneln drängen, in die Züge hinein- und aus den Zügen herausströmen. Mutjunge Linienoffiziere, alte Reserveleutnants mit grauem Haar und umfangreicher Taille, bärtige und bebrillte Gemeine, die ebenso gut den Kinderwagen mit ihrem Jüngsten hätten die Straße entlang schieben können, wie sie jetzt mit den Munitionslarren loszogen. Alle feldgrün-grün. Allesamt waren sie gleichmäßig in diese Farbe gekleidet, die aus Staub und schmutzigem Grase zusammengesetzt schien. Sie waren nicht mehr voneinander zu unterscheiden außer durch ihre verschiedenartigen glanzlosen Waffen. Das waren die deutschen Männer, Vater und Sohn, Bruder und Bruder, die am frühen Morgen mit dem Werkzeug in der Hand antraten, Trupp für Trupp, auf dem Wege zu ihrer Arbeitsstelle.“

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Der Frühling im Schützengraben. Der Frühling, der dem friedlichen Erdenbewohner so viel Freude und Entzücken bringt, wird auch von unsern braven Kriegerern im Schützengraben als ersehnter und freudig empfangener Gast begrüßt, und zwar sind es nicht in erster Linie lyrische Gefühle und Naturschwärmereien, die unsern Soldaten den Venz so liebenswert machen, sondern rein praktische Erwägungen. In der „guten Jahreszeit“ ist ja das Leben in der freien Natur viel leichter zu tragen, und sodann bietet der Frühling auch sonst dem Feldgrauen allerlei Nützliches und Gutes, wie in der bei W. G. Teubner erschienenen lehrreichen Schrift „Natur und Anlag“ von W. Henze und Dr. H. Gagemann des näheren ausgeführt wird. Der Pflanzenteppich, mit dem sich die Natur im Venz bedeckt, bietet dem Soldaten wertvolle Anhaltspunkte für die Beschaffenheit des Bodens ober des felsigen Untergrundes, die vor ihm liegen. So ist z. B. einer der ersten Frühlingsschoten, der keine Hufplattich, ein sicheres Zeichen dafür, daß der Boden, auf dem er wächst, einen starken Tongehalt besitzt und nach längerem Regen nur mit Vorsicht betreten werden darf. Dieser goldgelb blühende Wanner kann also den Soldaten davor schützen, daß er beim Weitemarschieren bis tief über die Knie in zäher Tonmasse versinkt. Erken und Weiden lassen schon von weitem Wasser ahnen; Winser, Glodenheide und Wollgras deuten auf Sumpf und Morast hin und mahnen zu vorsichtigem Vorgehen. Die Föhre findet sonstigen Boden an; der Laubwald läßt auf einen felsigen Untergrund aus Kalk, Granit oder Basalt schließen, und auf ähnliche Gesteinsformationen weist z. B. die Maiblume hin. So erschließt sich dem Kenner der Lebensbedingungen der Pflanzendecke auch die Art des Bodens, den sie bedeckt, wie in einem offenen Buch, das freilich nur der Kundige zu lesen versteht. Viel Wert hat es auch für den Soldaten, wenn er die einzelnen Baumarten schon von weitem zu unterscheiden weiß, denn eine einzelne Eiche mit ihrer weitläufigen Krone, eine Koppel mit ihrem grauschmelnden Laub oder

eine Birke mit ihrer weißleuchtenden Rinde sind für die Angabe von Ziel und Richtung vortrefflich geeignet. Ja, die Waldbäume können sogar als „eine Art Kompaß“ dienen, da die Nordseite der Stämme meistens viel mehr als die Südseite mit Flechten und Moosen bewachsen ist. Das liebliche grüne Kleid, in das sich die Erde im Frühling hüllt, ist im Kriege wichtig, weil es sich als „Schutzfarbe“ verwenden läßt. Die Erde, die bei Anlage eines Schützengrabens ausgeworfen ist, hebt sich durch ihre Färbung sehr deutlich von ihrer Umgebung ab, ist weithin sichtbar und wird dadurch zu einer Gefahr für die Truppe, weil sie dem feindlichen Feuer ein gutes Ziel bietet. Das Pflanzengrün gewährt nun die beste Möglichkeit, die Grabenanlage unauffälliger zu gestalten. Die Erde wird entweder mit Rasenstücken bedeckt, oder noch praktischer ist es, sie mit rasch aufgehendem Samen, etwas Gras, Klee, Luzerne, Brennnesseln zu besäen oder mit Brombeerranken, Wildrosen usw. zu bepflanzen, worauf sich der Schützengraben sehr bald einheitlich in das Gelände einfügt. So kann das Grün des Frühlings zum schützenden Retter werden, zugleich aber auch zum Genährer. Es ist ja jetzt, wo der Krieg uns wieder Sparsamkeit in allen Dingen gelehrt hat, vielfach darauf hingewiesen, daß eine ganze Anzahl von wildwachsenden Pflanzen im Frühling beim frischen Aufsprießen aus dem Boden ebenso zart und saftig, so nahrhaft und wohlschmeckend ist wie die Gemüsegewächse, die wir mit so viel Mühe in unsern Gärten ziehen. Löwenzahn, Geißfuß, Brennnessel, Heilwurz.

Die Geschichte des englisch-portugiesischen Freundschaftsverhältnisses. Als Portugal sich dem Drängen Englands fügte und mit Berufung auf die „vielhundertjährigen traditionellen Vertrags- und Freundschaftsbände“ auf die Seite der Alliierten trat, wurde der Welt durch das Londoner Reiter-Bureau bekannt gegeben, daß das gegenwärtige Bündnis sich auf den Vertrag zwischen England und Portugal vom Jahre 1678 stütze. Wie Dr. Paul Müller-Heymer im nächsten Heft der „Kronboten“ auf Grund des von ihm im Frühjahr 1918 in London durchgesehenen Quellenmaterials über das Bündnisverhältnis zwischen England und Portugal festgestellt ist die offizielle englische Erklärung nur formell richtig. Zuvor existiert tatsächlich eine auf dies Bündnis hingehende Depeche des Lord Granville vom 19. Februar 1878, die im Grunde aber nur einen Hinweis auf bereits früher eingegangene Vertragsverpflichtungen in den beiden Ländern darstellt. Ir Wirklichkeit wurde das englisch-portugiesische Freundschaftsverhältnis durch zwei Serien von Verträgen festgelegt. Die erste Serie fällt in die Zeit von 1773 bis 1886, die zweite in den Zeitraum von 1642 bis 1702. Die Grundlage stellt der Londoner Vertrag vom 16. Juni 1773 dar, in welchem sich der damalige König Edward von England und Ferdinand von Portugal und Algarve gegenseitig zusicherten: „Freunde ihrer Freunde und Feinde ihrer Feinde“ zu sein. Diese Abmachung, die eigentlich nur eine rein dynastische Freundschaftsbekräftigung bedeutete, wurde durch den Vertrag von Windsor am 9. Mai 1886 nochmals bestätigt. Die Väter der beiden Herrscher waren hieran nicht beteiligt, da der Wortlaut eigentlich nur die Häuser der Regenten auf die genannte Weise einander verband. Da außerdem die Bündnispflichten in keiner Weise näher formuliert waren, mußte dies später, und zwar in der zweiten Serie, nachgeholt werden. Nimmehr trat an Stelle des lediglich dynastischen Moments das Staatsinteresse. Cromwell, der am 20. Juli 1654 den neuen Vertrag als Lord-Protektor unterschrieb, zeichnete nicht in seinem Namen, sondern im Namen der damaligen englischen Republik. Der Inhalt der Abmachungen vom 28. April 1660 mußt im Hinblick auf die heutigen Verhältnisse geradezu grotesk an. Der „König von Portugal, Afrika und Indien“ erhielt zu Abhilfefall von dem englischen „Commonwealth“ das Recht zugestanden, „je 4000 Soldaten in England, Schottland und Irland anzuwerben und 24 Schiffe zu Kriegszwecken zu heuern“. So war damals Portugal die überlegende Macht, während es heute nur noch als ein nichtsagender Vasall Großbritanniens erscheint. Da aber die damalige Formulierung auch heute Rechtskraft hat, mußte eigentlich Portugal von England die Erfüllung seiner Wünsche verlangen, während nimmehr in nicht zu verkennender Weise das trasse Gegenheil der Fall ist. Im übrigen erwies England auch im Rahmen seines viele Jahrhunderte alten Bündnisverhältnisses zu Portugal die seither genugsam festgestellte Mäßigkeit vertraglicher Verpflichtungen und bindender Versprechen. Denn obwohl Karl II. von England nach seiner Heirat mit der Infantin Katharina von Portugal „aus Dankbarkeit für das

große Heiratsgut alle Eroberungen und Kolonien der Krone Portugal zu beschützen und zu verteidigen" versprochen hatte, ging doch portugiesisch-Ostindien ohne den geringsten Hilfsversuch von englischer Seite verloren, und auch das ganze südamerikanische Kolonialbesitzum Portugals löste sich ohne irgendeinen englischen Verteidigungsversuch auf. Der in Wahrheit modernste aller englisch-portugiesischen Bündnisverträge, der im Jahre 1702 in Lissabon geschlossen wurde, zeigte noch immer die überwiegende Macht Portugals, da er bestimmte, daß sämtliche an die portugiesische Küste entsandten Kriegsschiffe ausnahmslos dem Befehl des Königs von Portugal zu unterstellen seien. Wenn England sich also an den Wortlaut des Vertrages hielt, mußten seine Dreadnoughts sich dem portugiesischen Kommando fügen. Die Wirklichkeit hat aber gezeigt, was man in Großbritannien von feierlichen Abmachungen hält.

Die französische Zensur als Ostergeschenk. Der bereits traditionell gewordene und durch den gegenwärtigen Krieg nur verstärkte Horn aller Kreise der französischen Bevölkerung gegen die französische Zensur fand selbst während der Osterbuge keine Ruhe. Die Pariser Zeitungen ließen es sich nicht nehmen, in ihren mehr oder weniger poetischen Osterbetrachtungen höchst unpoetische Angriffe auf die Zensur einzuflechten, und selbst die verschiedenartigen Ostergeschenkartikel in den Läden auf den Boulevards blieben von spöttischen Anmerkungen, deren Opfer die Zensur ist, nicht frei. Ein regelrechtes Ostergeschenk aber stellte, wie das „Journal des Débats“ voll kaum verhehlter Schadenfreude berichtet, eine Pariser Schokoladenfirma aus. Es bestand aus einem mit Süßigkeiten zu füllenden Karton, der die Form eines florentinischen Brunnens hatte. Auf dem Brunnenrand saß eine alte, furchtbar häßliche und voll Winterlist wühende dreißigjährige Frau, die natürlich niemand anders als die Zensur vorstellig machte. Sie hielt in der einen Hand einen Korb, aus dem die Zeitungsnachrichten in Form kleiner Osterenten entflohen; in der anderen Hand aber schwang sie eine mächtige Schere, mit der sie einem winzigen Entlein, das die Aufschrift „Die Wahrheit“ trug, den Hals durchschneidet. Wenn die französische Zensur, ihrer bisher geübten Gewohnheit getreu, dem Temperament ihres Machtegefühls die Zügel schießen läßt, so wird der Schokoladenfabrikant, der als so kühner Streiter für die Wahrheit auftrat, bald auch die Schaufenster seines Geschäftes jedes Mal den Zensurbeamten vorweisen müssen, bevor er sie entpacken darf.

Die Verteuerung des Kraftwagenverkehrs durch den Weltkrieg. Unter den Rohstoffen, die durch den Krieg wesentlich verteuert wurden, spielen die im Automobilverkehr benötigten Brennstoffe eine der wichtigsten Rollen. Die Unterhaltung von Kraftwagen ist aber nicht nur in den Ländern der Krieglührenden, sondern so ziemlich in der ganzen Welt wesentlich kostspieliger geworden, und die Frage, ob der Automobilismus durch den Krieg eine dauernde und internationale Zerstörung erfährt, nimmt immer dringlichere Formen an. In der „Daily Mail“ wird in einem langen Artikel des englischen Automobilfachverständigen Massie Burt diese Frage behandelt. Es handelt sich dabei, der englischen Meinung zufolge, nicht so sehr um die Motore und Wagen an sich, als um den Unterhalt, besser gesagt den Betrieb der Kraftfahrzeuge. „Drei Faktoren“, heißt es in dem Londoner Blatt, „haben die gegenwärtige kostspielige Lage des Automobilismus herbeigeführt: der Krieg in Europa, der unerwartete wirtschaftliche Aufschwung in Amerika und die unvermeidliche Unvollkommenheit der Brennstoffquellen. In Europa werden die Kraftwagen durch den Krieg in Zahl und Leistung aufs äußerste in Anspruch genommen. In England wurde festgestellt, daß ein Kraftwagen zweieinhalbmal soviel Tonnengehalt an Betriebsstoff-Einfuhr erfordert wie ein Pferd gespannt an Futter, wenn man bei letzterem dieselbe Leistung — natürlich in viel längerer Zeit — erzielen will. Auch im Schiffsverkehr wird seit einigen Jahren eine aufsehende Menge von Brennstoff verbraucht, die früher zum größten Teil den Automotoren zugute kam. Dazu kommt der Luftverkehr, der in dieser Hinsicht von um so einschneidenderer Bedeutung erscheint, als die Flugzeugmotoren hinsichtlich der Brennstoffe außerordentlich anspruchsvoll und kostspielig sind. Der Pferdemangel in England führte auch zu einer sehr gründlichen Ausbeutung der in Großbritannien vorhandenen Pferde zu Kriegszwecken westwegen der Automobilbedarf der zivilen Bevölkerung eher gestiegen als gesunken ist, und wenn der Geschäftsbetrieb aufrecht erhalten werden soll, kann man den Kraftwagenverkehr darum gerade in England nicht noch viel mehr einschränken, als dies ohnehin schon der Fall war. Als einer der wichtigsten Punkte bei Besprechung dieser Frage aber muß man die Steigerung des Automobilbedarfes in Amerika betrachten. Die außerordentliche Erhöhung der Industrie- und Handelstätigkeit

in den Vereinigten Staaten und die Bildung neuer Reichtümer erklären diese Vermehrung der Nachfrage nach Auto- und Luxuswagen zur Genüge. Während im Jahre 1915 2 075 570 Motorenwagen in den Vereinigten Staaten in Betrieb waren, wird diese Zahl sich in diesem Jahre um nicht weniger als 1 Million vermehrt haben. Auch nimmt der Motorboot-Sport in Amerika noch ständig zu. Während also auf der einen Seite die Nachfrage nach Kraftwagen und somit nach Motorbrennstoffen fortwährend zunahm und zunimmt, haben auf der anderen Seite die Betriebsstoffquellen eher abgenommen. England kann heute aus Rumänien nicht mehr so viel Brennstoff beziehen, wie früher, und die Vereinigten Staaten befinden sich Mexiko gegenüber aus Transport- und auch politischen Gründen in der gleichen Lage. Im übrigen fehlt es überall an einer ausreichenden Menge von Tankwagen und Tankdampfern. Da der Automobilbedarf in Amerika noch ständig wächst, bereitet die amerikanische Regierung ein Automobil-Ausfuhrverbot vor. Solange der Krieg dauert, ist also eine Besserung im Automobilverkehr ausgeschlossen. Doch der große Verbrauch in Europa und der große Bedarf in Amerika werden wahrscheinlich auch späterhin noch durch Jahre hindurch die Preise höher halten, als dies vor Kriegsausbruch der Fall war.“

Der Tod durch plötzlichen Luftdruckwechsel. Im Verlaufe dieses Krieges wurde auffallend häufig eine Erscheinung beobachtet, die das besondere Interesse der Ärzte erregte: man stellte fest, daß in zahlreichen Fällen Soldaten einer Truppe, die starkem Gnadatfeuer ausgesetzt war, tot liegen blieben, ohne daß ihre Körper irgendwelche Wunden aufwiesen. Da nach genauer Untersuchung jede Verletzung durch ein Sprengstück ausgeschlossen war und auch die Annahme sich nicht bestätigte, der Betroffene sei durch den Luftdruck so heftig auf den Erdboden geschleudert worden, daß eine innere Verletzung den Tod verursachte, glaubte man solche Fälle durch einen tödlichen Nervenschlag erklären zu können. In neuester Zeit ist es aber gelungen, das Geheimnis dieser seltsamen Todesfälle im Felde zu lösen. Man erkannte, daß der Tod weder durch äußere noch durch innere Verletzungen und auch nicht durch die Stärke des Luftdruckes an sich hervorgerufen wurde, sondern durch den jähen Luftdruckwechsel. Diese tödliche Erscheinung wurde auch im Frieden bei Arbeitern beobachtet, die unter starkem Luftdruck — in Schächten oder Senkfaßen, wie sie bei Arbeiten unter Wasser gebraucht werden — tätig sind. Wenn der Arbeiter aus dem Bereiche des Luftdruckes ins Freie gelangt, fließt sich sein Blut mit Wafen, etwa wie bei einer entkorkten Sodawasser- oder Seltflasche, und wenn diese Bläschen groß genug sind, um den Blutlauf zu hemmen, tritt sofortiger Tod ein. Auf dem Schlachtfelde wird solch jäher Luftdruckwechsel durch die Luftdruckwelle bei Geschoszerplosionen hervorgerufen, und der ganze Vorgang — das Erscheinen und Verschwinden der Luftdruckwelle — nimmt oft nur den Bruchteil einer Sekunde in Anspruch, so daß der von diesem plötzlichen Luftdruckwechsel Betroffene an Ort und Stelle stirbt, ohne seine Stellung zu verändern. Eine genaue Schilderung des Vorganges an der Hand eines eingehend beobachteten Beispiels findet sich in „La Nature“. An einem französischen Tischen- und Anemometerbarometer, das im Bereiche des deutschen Artilleriefeuers stand, ließ sich der Vorgang aufs genaueste feststellen. Da die Funktion des Barometers durch den Luftdruck gestört worden war, brachte man es wieder in normalen Zustand, und der Luftdruckwechsel erwies sich als so groß, als wenn man das Barometer plötzlich von der Erde auf die Spitze des Mont Blanc gebracht hätte. Demnach schloß man wie folgt: Wenn die bei der Granatexplosion erzeugte Luftdruckwelle einen Menschen trifft, wird die im menschlichen Blut enthaltene Lösung von Luft und Kohlensäure plötzlich ungeheuerlich gesteigert, und wenn der Druck wieder nachläßt, werden die Gase als Bläschen ausgeschieden, genau wie wenn man eine Sodawasser- oder Seltflasche entkorkt. Im letzteren Falle spritzen die Bläschen aus der Flasche, im menschlichen Körper fangen sie sich in den Gefäßen, wo sie den Blutlauf hemmen können. Der ganze Vorgang ist aber nur gefährlich, wenn der Luftdruck plötzlich eintritt und plötzlich verschwindet. Es ist also nicht der Luftdruck an sich von so furchtbarer Wirkung, sondern das Kommen und Verschwinden dieses Luftdruckes ohne Übergang. Im friedlichen Leben kann man demselben am besten bei Tunnelarbeiten beobachten. Die Arbeiter sind in einer Tiefe von 75—100 Fuß, also unter einem Druck von $2\frac{1}{2}$ —3 Atmosphären ohne Gefährdung tätig, doch das Verlassen des Tunnels muß langsam vor sich gehen, um einen Übergang zu schaffen, während dessen die im Blute enthaltenen Gase in kleinen Bläschen ausgeschieden werden können.